

Zur Erinnerung an Adolf Strodtmann.

Ueber einer Kalkarube reichten wir uns zuerst die Hand. Wir waren „Bauherren“ und — Leidensgefährten. In Steglitz bei Berlin, im Jahre 1872—73, baute der Eine ein Haus auf Kartoffelfeld, der Andere auf Sand. Strodtmann, der sich nach dem letzten Kriege, in dem er Bericht-erstatte war, in Berlin niedergelassen hatte, schute sich aus der geräuschvollen Hauptstadt in die Stille des Dorfes hinaus. Der kränkliche Mann hoffte in Steglitz Ruhe zu finden, kaufte einen Platz an der Albrechtstraße und schloß einen Vertrag mit dem Baumeister ab; doch sollte er, als unsere Häuser eben gerichtet waren und sich die Mauerer und Zimmerleute auf unsere Kosten gütlich thaten, gleich mir die Erfahrung machen, daß die Unruhe erst recht beginnen würde.

Ueber unsere Baumeister brauchten wir nicht zu klagen. Trotz der schlechten Wege, der bedenklichen Brunnenverhältnisse und der unverkündeten Forderungen der Arbeiter wurden die Häuser rechtzeitig fertig. Als wir dieselben aber bezogen, begann eine Zeit, von der schon Wieland, als er Os-
mannstädte erworben hatte, „nicht singen noch sagen“ mochte. Wie froh und zufrieden hatte mich Strodtmann im Anfang durch sein Häuschen und ich ihn durch das meine geführt! Doch so oft wir uns später auf der Straße oder am Bahnhof trafen, drückten wir uns stumm und bewegt die Hand. Klagen ohne Worte — wir verstanden uns. Denn als wir geglaubt hatten, endlich „fertig“ zu sein, erhob sich ein Sturm und riß einige hundert Schieferscheine vom Dache. Der Frost zerstörte das Mauerwerk unter dem Gitter, die steinernen Treppen, die Brüstung des Balkons. Ein Platzregen überschwenkte den Garten, wusch den Kies von den Wegen und entwurzelte die Nliedersträucher und Krazienbecken; wiederholt ist uns das Wasser in die Keller gedrungen. Die Reparaturen, Kosten, Unruhen hörten nicht auf.

Eins hatte Strodtmann vor mir voraus: der Garten, den er sich hinter dem Hause geschaffen hatte, tröstete ihn zeitweilig über alles Ungemach. Schon in frühester Morgen-
stunde, ehe die Arbeit begann, säuberte er die Beete vom Unkraut, die jungen Bäume von den Raupen, band er die Weinranken fest. Ueber eine Baumbllüthe und ein wenig

Gemüse konnte er eine kindliche Freude äußern; wenn die Sonne seinen Garten erhellte, vergaß er auf eine Weile die Schatten, die über seinem Geschick lagen. Auf den Garten gingen die Fenster seiner Arbeitsstube hinaus. Der Platz am Schreibtisch gewährte ihm einen Blick ins Freie; gute Bücher und Bilder zierten die Wand.

Wie manche Nacht hat er an diesem Tische zugebracht! Nicht leicht ging ihm die Arbeit von Statte; bevor er ein Manuskript dem Druck übergab, wurde es vielfach verbessert, oft gänzlich erneuert. Als er die Revision der zweiten Auflage von „Seine's Leben und Werke“ beendet hatte, gab er Streifzüge auf den Gebieten der Kunst, Literatur, Politik und Journalistik des skandinavischen Nordens heraus. Durch dieses Buch, „das geistige Leben in Dänemark“ (Berlin 1873), wollte er das rauh zerschnittene Band geistigen Verkehrs zwischen Deutschland und Skandinavien wieder anknüpfen. Zu diesem Zwecke stellte er eine Reihe von Skizzen zusammen, in denen der Leser einen Ueberblick über die Kunst- und Literaturzustände, wie über die Stellung der verschiedenen politischen und religiösen Parteien des Nordens erhält. Durch gründliche Forschung, scharfsinnige Auffassung und gewandte Behandlung des oft schwierigen Stoffes zeichnet das Buch sich aus. Die Charakteristik der hervorragenden Persönlichkeiten ist trefflich ausgeführt, die politischen Verhältnisse sind ruhig und klar dargestellt. Nach einer Beschreibung seiner Kriegsgefangenschaft in Folge der Schlacht bei Bau schilderte Strodtmann Kopenhagen und hob den germanischen Grundcharakter der dänischen Nation hervor; die nächsten Abschnitte enthalten Analysen hervorragender Dichter und Bemerkungen über die Presse. Die Absperrung vom geistigen Leben des stammverwandten deutschen Volkes mußte auf die Dauer von den nachtheiligsten Folgen für die Dänen sein. Strodtmann warnte sie vor der Isolirung und rief ihnen zu: „Die geistige Bildung und ihre höchste Blüthe, die Kunst, sind nicht das Produkt einer einzelnen Nation, sondern das Resultat des vereinten Wirkens aller Kräfte einer Zeit. Eine Literatur, die sich härtnächtig jeder fördernden Berührung mit den Kunstbestrebungen des Auslandes verschließt, beraubt sich wesentlicher Bildungselemente und wird über kurz oder lang in bedenkliche Einseitigkeit verfallen.“

Aus dem Nachlasse Bürger's und anderen, meist handschriftlichen Quellen gab Strodtmann das vierbändige Werk „Briefe von und an Gottfried August Bürger“ (Berlin 1874) heraus. Ihn fesselte der Einblick in eine Kulturperiode, deren Sitten, Voraussetzungen, literarische und politische Zustände uns heute schon fremd geworden sind, während doch tausend geheime Fäden sie mit der Gegenwart verknüpfen. Aus „versprengten Trümmern“ suchte er ein farbiges und lebensvolles Bild zu gestalten, und Dank seinem Eifer und seiner Sorgfalt erhielten wir ein Werk, das als reichhaltiger Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts dauernden Werth behalten wird. Mit welcher Ausdauer sind die 900 Briefe entziffert, kopirt und geordnet, wie gründlich ist die Fülle der Anmerkungen und das umfangreiche Sach- und Namensregister verfaßt! Die Zahl gefeierter Namen in diesen Bänden ist ungewöhnlich groß. Lateinisch geschriebene Briefe von und an Klok, den berühmten und berühmten Gelehrten, eröffnen die chronologisch geordnete Sammlung. Bürger's enger Verkehr mit den Mitgliedern des Hainbundes giebt ein lebendiges Bild des Göttinger Dichterkreises, aus dem sich einzelne Figuren mit plastischer Deutlichkeit abheben. Böh, Müller, die Grafen Stolberg, Kramer, Ewald und Boie treten abwechselnd an uns heran; bei den Meisten von ihnen verfolgen wir bis ins spätere Leben die verschlungenen Fäden ihrer geistigen Entwicklung. Vater Gleim, der Allweltsfreund und Protektor aller Musenjünger, steht sichtlich im Vordergrund. Verbindungen zwischen Bürger, Klopstock und Ebert werden angeknüpft, die Freundschaft mit Goethe wird erneuert. Dann tritt Goethe auf den Schauplatz. Bürger jauchzte ihm begeistert zu und begrüßte ihn als deutschen Shakespeare; Goethe erwiderte seine Freundschaft mit Vertrauen. Die Briefe Bürger's an Goethe gingen verloren, doch glückte es Strodtmann, die Entwürfe derselben in Bürger's Nachlaß zu finden. Auch mit Wieland, Bertuch, Henne, Kästner, Vichtenberg, Schlegel, Langbein, Bouterwek, Schütz, Forster und Wilhelm von Humboldt hat Bürger eine lebhaft Korrespondenz geführt; noch zahlreiche andere, minder bekannte Namen sind in der Sammlung vertreten. Mit Rührung folgt man Bürger's schwerer Seelenpein und seinen

Kämpfen, sich den Wirren des Lebens zu entziehen, in deren Strudel er tiefer und tiefer sank, bis endlich, theils durch eigene Schuld, das Gespenst des Hungers an sein Sterbelager trat.

Eine Sammlung von Literaturbildern aus dem neunzehnten Jahrhundert, „Dichterprofile“ (Stuttgart 1879), ist Strodtmann's letztes Werk. Statt einer Portraitgalerie neuerer Dichter lieferte er Skizzen ihrer schriftstellerischen Individualität, wie sich dieselbe in ihren Werken ausspricht. Mit unbefangenen, genußfreudigem Sinne ging er an die Lektüre der Dichtungen von Freiligrath, Geibel, Herwegh, Dingelstedt, Bingg, Auerbach, Spielhagen und anderen. Werth und Bedeutung dieser Dichter an abstrakten Maßstäben zu messen, lag ihm fern; er war bestrebt, aus ihren eigenen Schöpfungen ein klares Bild ihres Wollens zu gewinnen und das, was sie erreicht oder verfehlt hatten, nach dem Kunstideal zu beurtheilen, das ihnen selber bei ihrem Schaffen vor der Seele stand. „Mögen die Gegner der modernen Literatur, die seit vierzig Jahren unermüdblich das alte Stichwort vom Epigonthum aller neueren Dichtung wiederholen, immerhin ihre weisen Häupter dazu schütteln, daß der Verfasser dieser Skizzen in den Zügen der Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts nicht einen blassen Abklatsch der großen Charakterköpfe unserer goldenen Aera erblickt, sondern einen Reichthum selbständiger Physiognomien, in denen sich das Ringen und Kämpfen unseres Zeitalters eben so typisch ausdrückt, wie in den klassisch edlen Häuptern ihrer Vorgänger das Leben und Streben einer früheren Periode. Die Zeit selbst ist eben eine andere geworden, sie trachtet nach andern, nicht minder erhabenen Zielen als ehemals; da ist es die Aufgabe des Dichters, ein neues Panier, das Panier seines Jahrhunderts zu entfalten und es leuchtend voran zu tragen in den Wettern der Geistes-schlacht.“ Persönliche Erinnerungen an Hoffmann von Fallersleben in Lübeck und Corvey, an Freiligrath in Düsseldorf, London und Bielefeld und an Heibel in Hamburg hat Strodtmann mehrfach in die Skizzen verflochten. „Ich bin der Mann des Epigrammes und der Aporiens“, sagte ihm Heibel, „meine ganze Natur ist lakonisch und spricht durch Blitze.“ Es wurde ihm unfählich schwer, fügte Strodtmann hinzu, die Goldbarren seiner tiefsinnigen Gedanken in die Scheide-

münze der populären Schriftstellersprache umzusetzen, er bedurfte zur Produktion, im Großen wie im Kleinen, durchaus der günstigen Stimmung, die er nicht herbeirufen konnte, sondern die ungerufen mit plötzlicher Gewalt über ihn kam. Bei Erwähnung der Begrüßungsfeier Ferdinand Freiligrath's in Bielefeld gedachte Strodtmann eines Erlebnisses, das sich an jene Festtage knüpfte. Der dortige Arbeiter-Bildungs-Verein hatte Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben und die übrigen Dichtergäste zu einem Besuche seines Lokals geladen. Auch den Lassalleanern, die einem sozialdemokratischen Arbeiterverein von abweichender Richtung angehörten, war auf ihren Wunsch an diesem Abend der Zutritt gestattet. Raum hatten die Gäste unter den Arbeitern Platz genommen, als sich ein Sozialdemokrat erhob und folgende Rede hielt: „Meine Herren! Wir sind gekommen, weil man uns gesagt hat, daß Sie ein Herz für das arme Volk haben, daß Sie mit Muth und Ausdauer immer der Sache des Fortschrittes und der Reform der heutigen schlechten Weltordnung das Wort geredet haben. Es sind schöne Worte genug gesprochen worden, die uns nicht halfen. Da heißt es immer, Bildung macht frei; lehrt, lernt, bildet euch, dann wird es auch für euch besser in der Welt. Aber wie können wir über den Büchern sitzen und studiren, wenn der Magen bellt? Was nützt uns die Bildung, wenn wir darüber verhungern? Sie meine Herren, haben gewiß ernstlich über die Frage nachgedacht; antworten Sie uns doch, sagen Sie uns rund heraus: wie verschafft man dem armen Volke Brod?“ Todtenstille folgte dieser Rede. Nie war uns, sagt Strodtmann, das unheimliche Gespenst der sozialen Frage in schreckvollerer Nacktheit entgegengetreten. Nach einigen Bemerkungen Freiligrath's nahm Jemand das Wort, den Kernpunkt der Frage beleuchtend. Er enthüllte die Wunden der Gesellschaft, die Noth der Armen; dann wies er an der Hand der Geschichte den allmählichen Fortschritt der Menschheit nach und betonte dabei, daß es für das Weltelend kein Universalmittel gebe, sondern daß nur ein gemeinsames Streben Aller und das Bemühen jedes Einzelnen, in redlicher Arbeit der Hand oder des Kopfes seinen Platz auszufüllen, eine bessere Zukunft auch für den Arbeiterstand herbeiführen werde.

Der zweite Band der „Dichterprofile“ enthält Charakter-

köpfe der ausländischen Literatur. Nach bisher ungedruckten Briefen ist Frau von Staël und Benjamin Constant geschildert. Der Aufsatz über Andersen weist beträchtliche Lücken auf, während der Engländer Swinburne und der Schwede Almqvist mit einer gewissen Breite behandelt sind. Strodtmann besaß eine ausgedehnte Kenntniß der fremdländischen Literatur. Eine Reihe von Uebersetzungen hat er neben den angeführten Werken in Steglitz verfaßt. Aus dem Englischen übertrug er Byron's und Tennyson's erzählende Dichtungen, Romane von George Eliot und Lessing's Leben von James Sime; aus dem Dänischen die Vorlesungen von Brandes' „Hauptströmungen der Literatur“, Volksmärchen und zahlreiche Schauspiele und Erzählungen von Ibsen, Molbeck und Bergsøe; aus dem Norwegischen Romane und Novellen von Marie Colban und Dramen von Björnson. Wilhelm Bergsøe's Novellencyclus „Von der Piazza del Popolo“ und die Novellen von Marie Colban (Stuttgart 1876) sind anmuthige Gaben. Neben eigenthümlicher Lokalfarbe und feiner Charakterzeichnung haben sie sittlichen Gehalt, der Geist und Herz in eine idealere Sphäre erhebt, ohne in moralisirende Form zu verfallen.

Ueber die Vorliebe der Deutschen für alles Fremdländische ist so oft schon und immer nutzlos geklagt. Ich entsinne mich eines Gespräches mit Strodtmann, wo ich ihm in Bezug auf seine vielen Uebersetzungen die Worte zurief: „Sie gleichen dem Moloch zu Carthago. Je mehr Opfer Sie verschlingen, desto heißhungriger werden Sie!“ Er blieb mir die Antwort schuldig, machte nur die Geberde des Geldzählens und zeigte auf sein Haus, vor dem wir standen. Immer und immer dieses Haus! Seine wiederholten Versuche, sich durch Verlaß von diesem Hausatz zu befreien, schlugen fehl. Armer Freund, der weit mehr arbeiten mußte, als ihm dienlich war! Seine Kränklichkeit, zu der sich eine Taubheit gesellte, nahm zu; aus dem Verkehr zog er sich allmählig ganz zurück.

Auf längere Zeit hat er Steglitz meines Wissens dreimal verlassen. Um nach den Spuren von Bürger's Thätigkeit zu forschen, besuchte er Göttingen und Gellinhausen. Der Gewinn dieser Reise, das Durchblättern zahlreicher Kirchenbücher, der Besuch der Stätten, an denen Bürger weilte und

erwies sich für eine künftige Biographie des Dichters nager, als für die Vervollständigung seiner Korrespondenz. Kopenhagen, wohin ihn Geschäfte führten, fuhr Strodtmann nach der Insel Bornholm. Eine Frucht dieser Reise sind die fesselnden Fenilleton's „Ein Ausflug nach Bornholm“ in der „National-Zeitung.“ Die goldene Hochzeit seiner Frau rief ihn nach Holstein; in einem innigen Liede, das in der dritten Ausgabe seiner „Gedichte“ (Leipzig 1879) enthalten ist, brachte er ihnen seine Liebe und Treue dar. Ein- und dieser Gedichte, die der Ausdruck seines inneren Lebens sind und ein Bild seiner geistigen und künstlerischen Entwicklung geben, verdienen die weiteste Verbreitung; das aus-gezeichnete Lied „der Dichter“ leitet die Sammlung ein:

„Ein Sämann, zieht von Strand zu Strande
Der Dichter seit der Welt Beginn
Und streut durch alle weiten Lande
Der Lieder goldne Saaten hin.
Sie keimen auf in tausend Herzen,
Die wund des Lebens Fessel rang,
Und wecken unter Kampf und Schmerzen
Der Hoffnung fröhlichen Gesang.
Das ist des Dichters hohe Sendung:
In reifen, was in jeder Brust
Nach Wahrheit trachtet und Vollendung,
Nach Schönheit, Glück und Friedenslust;
Dass ihm die Menge lauscht verwundert,
Wenn er zum Lied ihr Herz befreit,
Und seinem gährenden Jahrhundert
Die Melodie der Sprache leihet.“

Ein großer Theil dieser Gedichte ist im Auslande ent-standen. In Hensburg 1829 geboren, hat Strodtmann seit neunzehnten Jahre ein Wanderleben geführt. Bei den Kunde von der Einnahme Kiels durch die Dänen 1848 unter die schleswig-holstein'schen Fahnen, wurde er lebensgefährlich verwundet und brachte den Sommer 1849 in einem Schiffe als Kriegsgefangener zu. Er bezog er die Hochschule in Bonn, wurde aber wegen seines Liedes auf Kinkel's Gefangenschaft, „Das Lied vom Kinkel“, relegirt. Er begab sich nach Paris, London

und Amerika, wo er als Journalist und Vorleser wirkte. Doch vermiffte er dort die „Egensstrahlen der Kunst, der Weltverschönerin“ und sehnte sich nach der Heimath zurück. Nach seiner Heimkehr ließ er sich zunächst in Hamburg nieder, gab Heine's Werke heraus und schrieb dessen Biographie. Wiederholt war er in London und während des Feldzuges 1870—1871 in Frankreich. Bei Weissenburg und Wörth, bei Chanteaudun und im Schlosse Bour-sault hat er patriotische Lieder gedichtet; auf der Wiese vor Sedan schrieb er den markigen Schlachtbericht für die „National-Zeitung“ und auf der Schanze Moulin de la Tour bei Paris die Einleitung zu dem letzten Bande der Schriften Heine's. Nach dem Friedensschlusse kam er nach Berlin, hoffte in Steglitz Ruhe zu finden, fand aber meist nur Unruhe und sein — Grab.

Nicht plötzlich nahm ihn der Tod aus diesem Leben hinweg. Im Anfang des letzten Winters von einer Nieren-krankheit befallen, mußte er schwere Leiden ertragen. Es war eigenthümlich, daß er auf seinem Sterbelager die Taubheit verlor; er hörte wieder so gut, daß er den leisesten Schritt vernahm. In bangen Nächten, des Schlafes beraubt, flehte er den Himmel um Genesung an; der Gedanke an die Zukunft der Seinen schuf ihm die größten Qualen. Viel sprach er noch von dem Leben Bürger's, das er schreiben wollte, und von der Insel Bornholm, nach der er sich sehnte. Dann fiel ihm eine seiner Dichtungen ein, in der das Meer emporzusteigen und mit glühender Schaumkrone, wieder zu fallen scheint: „Zum Meere sehn' ich mich hin, zum Meere, wo's ferne stuhet in stiller Hoheit!“

Am 17. März dieses Jahres, im Alter von fünfzig Jahren, ist er entschlafen. Nicht unter den Bäumen des alten Friedhofs, wo kein Platz mehr für ihn war, wurde er bestattet; zum neuen Friedhof am „rauhem Berge“, einer kalten und windigen Stätte, trug man ihn hinaus. Als Dichter tiefempfunderer Lieder und größerer Epem („Kohana“, „Ein Hohes Lied der Liebe“, „Lothar“), als Biograph Heine's und Herausgeber des Bürger'schen Briefwechsels nahm er in der zeitgenössischen Literatur eine beachtenswerthe Stellung ein. Auf seinen Grabstein könnte man schreiben: Sein Leben war Mühe und Kampf.
R. R.-St.

Kleine Mittheilungen.

In Nr. 315 der „Nat.-Ztg.“ (10. Juli) veröffentlichten wir ein Feuilleton: „Zur Erinnerung an Adolf Strodtmann.“ Der greise Vater des Dichters Herr Dr. J. Strodtmann in Wandsebeck hat darin einige irrthümliche Angaben bemerkt und dieselben in einer Zuschrift an die „Berl. Ztg.“ richtig gestellt. Er schreibt: „Er (Strodtmann) war groß, stark und kräftig gewachsen, und bis auf die letzten paar Jahre nicht kränklich. Auch freute er sich, wie früher in dem in Gillebeck bei Hamburg gekauften Hause, sehr über seine Steglitzer Villa mit dem großen schönen Garten, den er mit trefflichen Obstbäumen bepflanzt hatte. Dies Haus war auch nicht, wie man nach der Darstellung vermuthen sollte, leicht und schlecht, sondern solide und gut gebaut, und der Schaden, den einmal ein Wetter-Sturm und Platzregen verursachte, war unerheblich und leicht wieder zu repariren. Bis auf die letzten Jahre, wo er zu kränkeln anfang, war er auch gar nicht gewillt, sich seines Besitzthums durch Verkauf zu entäußern. Er litt nie an absoluter Taubheit, wie man nach der Schilderung glauben könnte, sondern war, seitdem ihn als Knaben das Scharlachfieber befallen hatte, etwas schwerhörig; doch hinderte ihn dies nicht am geselligen Verkehr, den er liebte; auch konnte er Reden, Predigten und Charaktervorstellungen gut verstehen. Aber richtig ist es, daß er auf seinem letzten Krankenlager die Schwerhörigkeit so ganz verlor, daß er sehr schärhörig wurde.“